Die Beurtheilung des Weines vom chemischen Standpunkte.

Von Dr B. Haas.

Der Wein ist seit vielen Jahren Gegenstand vielfacher Forschungen, und hervorragende Gelehrte (Pasteur, Mulder und Andere) haben ihn zum Objecte ihrer Studien gewählt. Wir sind dadurch zu der Erkenntniß gelangt, daß der Wein eine sehr complicirte chemische Zusammensetzung besitzt, und daß er zahlreiche chemische Verbindungen in sehr variablen Mengen enthält. Viele von den Bestandtheilen des Weines lassen sich quantitativ bestimmen; andere, die dessen Qualität wesentlich beeinflussen, finden sich in so geringer Menge vor, daß die Feststellung der letzteren schwierig oder gar unmöglich ist.

Der Handelswerth eines Weines hängt wohl in der Regel weniger von den quantitativ leicht bestimmbaren Hauptbestandtheilen, als vielmehr von jenen Componenten ab, welche das Aroma, das Bouquet, die Blume des Weines bilden. Ist es aber nicht von großer Wichtigkeit, eine möglichst genaue Kenntniß der Zusammensetzung eines Getränkes zu besitzen, das uns als Genußmittel dient und auf unsere Gesundheit von entschiedenem Einflusse sein kann? Ist nicht der Wein zahlreichen, mitunter gesundheitsschädlichen Verfälschungen ausgesetzt, die sich nur durch die chemische Untersuchung desselben erkennen lassen? Repräsentirt nicht jeder, auch der schlechteste Wein einen gewissen Werth schon durch seinen bloßen Alkoholgehalt? Der wahre Werth eines Weines kann also nicht durch den Geschmack allein bestimmt, sondern es muß auch die chemische Analyse zu Rathe gezogen werden. Die Untersuchung des Weines ist in der That für den Weinhandel von großer Wichtigkeit geworden, einer Wichtigkeit, die in den von den Regierungen Oesterreichs und Deutschlands erlassenen Kunstweingesetzen einen beredten Ausdruck findet.

Bevor man zur chemischen Analyse eines Weines schreitet, hat man zunächst den Zustand, die Farbe, den Geruch und den Geschmack desselben zu beurtheilen — Factoren, deren Bestimmung unerläßlich ist, theils weil man oft schon aus ihnen allein einen Schluß auf die Qualität des Weines ziehen kann, so daß die chemische Analyse bloß eine Bestätigung der sogenannten „Kostprobe" zu geben hat; theils um die Weinsorte, zu welcher der fragliche Wein gehört, zu ermitteln (z. B. ob Riesling, Traminer, Muskateller u.s.w., oder nach dem Orte der Abstammung: ob Bordeauxwein, Tokaier, Madeira u. s. w.); theils weil man dadurch Anhaltspunkte gewinnt, in welcher Richtung hauptsächlich die chemische Untersuchung Aufschlüsse geben soll, da es ja nicht in allen Fällen nothwendig ist, eine ausführliche Analyse des Weines vorzunehmen; theils endlich, weil die Berücksichtigung der physikalischen Beschaffenheit des Weines den Chemiker vor Täuschungen bewahren kann.

Findet man z. B., daß der zu untersuchende Wein trüb ist und daß sich in der Flasche nach längerem Stehen ein Bodensatz bildet, so muß man diesen mikroskopisch prüfen, da eine Trübung des Weines häufig die Folge einer Krankheit ist, welche man das „Umschlagen" nennt. Man sieht dann, wenn man einen Tropfen des Bodensatzes durch das Mikroskop betrachtet, eine Unzahl kleiner Körperchen (Bacterien), welche — nach Pasteur — die Weinsäure zersetzen, indem sie daraus zum Theil Kohlensäure und flüchtige organische Säuren bilden. Man wird dann natürlich in einem solchen Weine eine geringere Menge freier Säure und weniger Extrakt als in einem gesunden Weine finden. Aus Unkenntniß dieser Thatsache sind schon viele Experten verleitet worden, zu behaupten, daß ein Wein, dessen Mangel an Säure und Extract nur eine Folge jener Krankheit war, mit Wasser verdünnt sei.

Die Bestimmung des Alkohols, des Extractes und der freien Säure (welch letztere natürlich in dem Extracte mit inbegriffen ist) gibt wohl ein Bild über die Zusammensetzung des Weines nach seinen Hauptbestandtheilen, reicht jedoch nur in seltenen Fällen hin, einen Wein richtig zu beurtheilen. Ein Wein kann einen ganz normalen Alkohol- und Extractgehalt haben und dennoch verfälscht sein, indem der zuerst mit Wasser verdünnte Wein nachher Zusätze von Alkohol und einzelnen Extractbestandtheilen haben kann. Man muß daher auch die näheren Bestandtheile des Extractes, so weit als es möglich ist, quantitativ bestimmen. Im Allgemeinen ist dies bei folgenden Extractbestandtheilen nöthig: Weinstein, freie Weinsäure, Essigsäure, Gärbsäure, Zucker, Glycerin und Asche. Oft muß man noch die Asche näher untersuchen, um mineralische Zusätze zu entdecken. Zur Beurtheilung des diätetischen Werthes eines Weines muß eine vollständige Analyse desselben ausgeführt werden.

Ein auffallend geringer Gehalt an Weinstein, Glycerin, Asche, und in Rothweinen auch an Gerbsäure, deutet auf eine Verdünnung des Weines mit Wasser; ein abnorm hoher Gehalt an freier Weinsäure, Glycerin und Gärbsäure auf einen Zusatz dieser Körper; ein hoher Essigsäuregehalt auf einen „Essigstich"; ein hoher Zuckergehalt in einem Süßweine, bei gleichzeitig geringem Gehalte an Asche, auf einen Zuckerzusatz; ein abnorm hoher Aschengehalt auf den Zusatz eines oder mehrerer Mineralstoffe.

Häufig wird eine Entsäuerung des Weines vorgenommen, wenn dieser zu viel freie Säure enthält oder wenn er einen Essigstich hat, und es wird dazu entweder gepulverter Marmor, oder neutrales weinsaures Kali, oder auch Pottasche verwendet; im ersten Falle wird dann der Wein in der Regel einen abnormen Kalkgehalt, in den beiden andern Fällen einen Kaligehalt aufweisen.

Letzterer kann aber auch von einem Alaunzusatz herrühren, welcher mitunter zum Schönen des Weines angewendet wird; in diesem Falle wird man natürlich in der Asche auch viel Schwefelsäure und Thonerde finden. Ein abnormer Schwefelsäuregehalt der Asche ist jedoch in der Regel die Folge eines Gypszusatzes, welcher oft zur Erhöhung der Farben-Intensität und zur Beförderung der Klärung des Rothweines, besonders in Frankreich, Italien, Griechenland, Spanien und Portugal, Anwendung findet.

Durch den Zusatz des Gypses wird der Weinstein des Weines zersetzt, indem sich weinsaurer Kalk ausscheidet, während schwefelsaures Kali in Lösung bleibt. Gegypste Weine zeichnen sich daher auch durch große Armuth oder gänzlichen Mangel an Weinstein aus. Das Gypsen des Weines ist in Frankreich bis zu einem gewissen Maße erlaubt; es darf nämlich der Schwefelsäuregehalt des Weines nicht mehr als 2 Gramm Kaliumsulfat im Liter entsprechen. Zusätze von Mineralsäuren kommen höchst selten vor, da sie dem Weine einen zu scharf sauren Geschmack ertheilen. Viel häufiger ist die Anwendung von Farbstoffen zum Rothfärben, der Salicylsäure zum Conserviren des Weines, des Stärkezuckers und Rübenzuckers zum Gallisiren und Petiotisiren.

Durch das Schwefeln der Fässer und des Weines, welches theils zum Zwecke des Conservirens, theils auch zur Wiederherstellung kranker, insbesondere aber braun gewordener Weine angewendet wird, gelangt schwefelige Säure in den Wein, welche sich durch Oxydation allmälig in Schwefelsäure verwandelt, die jedoch im Weine nicht im freien Zustande vorhanden ist. Das Schwefeln des Weines kann nicht als Verfälschung bezeichnet werden; auch ist ein geringer Gehalt des Weines an schwefeliger Säure der Gesundheit durchaus nicht nachtheilig. Ist man genöthigt, einen Wein stark zu schwefeln, so muß derselbe so lange im Fasse lagern gelassen werden, bis die Quantität der schwefeligen Säure auf ein geringes Maß reducirt ist.

Durch Zusatz von Theerfarbstoffen (Fuchsin, Safranin), welche gewöhnlich unter Anwendung von Arsensäure erzeugt werden, kann der Wein arsenhaltig sein. Ein Zusatz von Bleizucker, der in früherer Zeit häufig angewendet wurde, kommt jetzt nicht mehr vor. Doch können sowohl Blei als auch Kupfer und Zink dadurch in den Wein gelangen, daß dieser mit den Metallen einige Zeit hindurch in Berührung blieb; so z. B. Blei dadurch, daß ein Wein in eine Flasche gefüllt wurde, in deren Rinne auf dem Boden Schrotkörner, die zum Reinigen derselben verwendet wurden, zurückblieben; Zink durch Berührung des Weines mit Zinkgefäßen; Kupfer dadurch, daß Most, um ihn zu concentriren, in einem Kupfergefäße abgedampft wurde, oder auch durch Filtriren von Wein mittelst eines kupfernen Filtrir-Apparates, der wohl von innen verzinnt ist, in welchem sich aber das Zinn an einigen Stellen losgelöst hat.

Aus dieser kurzen Darstellung der bei der Untersuchung des Weines zu berücksichtigenden Momente geht hervor, daß zur richtigen Beurtheilung desselben eine Summe von Erfahrungen gehört, die nur dadurch erworben werden kann, daß man sich erstens andauernd und eingehend mit den Methoden der Weinuntersuchung befaßt und daß man zweitens nicht nur die chemische Zusammensetzung, sondern auch die Farbe, den Geschmack und das Bouquet wenigstens der hauptsächlichsten Weinsorten kennen zu lernen Gelegenheit hat. Pasteur, welcher wohl den Rang der ersten Autorität auf diesem Gebiete einnimmt, erklärt, daß es eine der schwierigsten (les plus scabreux) Aufgaben der organischen Analyse sei, zu constatiren, ob ein Wein verfälscht ist oder nicht, und daß häufig ein unanfechtbares Urtheil nur dann möglich sei, wenn man ganz sicher ist, den fraglichen Wein mit unzweifelhaft echtem Naturweine derselben Abstammung und desselben Jahrganges vergleichen zu können.

Hat man jedoch einen solchen Wein nicht zur Verfügung, so muß man in vielen Fällen darauf verzichten, die Richtigkeit der Angaben in Bezug auf die Abstammung des fraglichen Weines zu prüfen. Dann kann man aber auch die so häufig gestellte Frage, ob ein zu untersuchender Wein, der sich durch keine besonders charakteristischen Eigenschaften auszeichnet, „Naturwein" sei, nicht mit Bestimmtheit beantworten, sondern das Urtheil nur in der Weise abgeben, daß man, wenn der Wein keinen seiner Bestandtheile in abnorm großer oder geringer Menge enthält, erklärt: „Der Wein hat eine normale Zusammensetzung", oder: „Die Zusammensetzung dieses Weines entspricht der eines Naturweines gleicher Sorte."

Hier kann nicht der Ort sein, sämmtliche Fälle, die bei Weinuntersuchungen vorkommen können, erschöpfend zu behandeln. Es sollte nur der Beweis geliefert werden, daß zur Beurtheilung des Weines allgemeine chemische Kenntnisse allein nicht genügen, sondern daß dazu noch specielle Erfahrungen gehören. Zum Schlusse mag noch darauf hingewiesen werden, daß es nur durch die richtige Beurtheilung kranker Weine auf Grund der vorgenommenen chemischen Untersuchung möglich ist, die Krankheit zu heilen und die Weine vor dem sicheren Verderben zu retten.

(Wiener N. Fr. Presse.)

— Militärische Sonnenfinsterniß. Aus der „guten alten Zeit" erzählt man sich folgende heitere Anekdote: Eines schönen Vormittags ertheilte der Herr Hauptmann X. beim Y.-Regiment bei der Parole folgenden Appell-Befehl: „Heute Nachmittg findet eine Sonnenfinsterniß statt. Um 3 Uhr treten sämmtliche Mannschaften, inclusive der alten Leute, auf dem Kasernenhofe im Drillichanzug und Mütze an. Ich werde den Mannschaften die heutige Sonnenfinsterniß erläutern. Bei schlechtem Wetter im Exercirschuppen." Beim Appell verliest der Feldwebel folgenden Befehl: „Heute Nachmittag findet auf Befehl des Herrn Hauptmanns auf dem Kasernenhofe eine Sonnenfinsterniß statt, bei welcher sämmtliche Leute, inclusive der alten Mannschaften, im Drillichanzug und Mütze erscheinen. Der Herr Hauptmann wird die Sonnenfinsterniß persönlich leiten. Bei schlechtem Wetter findet die Sonnenfinsterniß im Exercirschuppen statt."

Timotheus' erste und letzte Liebe.

„Thimotheus, nimm Dich um's Himmels Willen vor unerfahrenen Backfischen und allzu erfahrenen Witwen, diesen gefährlichsten aller Männerfallen, in Acht," pflegte vor Jahren seine Mutter selig zu sagen, wenn immer sie ihn im Verdacht hatte, daß er sich nach einem Ehegespons umschaue. Und damit hatte sie ihm, da er ohnehin überaus schüchterner Natur war, einen so nachhaltigen Schreck eingejagt, daß er hinfort instinktiv vor jeder Berührung mit dem zarten Geschlecht zurückbebte und schließlich auf dem besten Wege war, als einsamer Hagestolz seine Tage zu beschließen. Es war dies um so mehr zu bedauern, als er wirklich alle Tugenden besaß, die eine Durchschnittsgattin glücklich gemacht hätten. Er hatte weder große, noch kleine Laster, und selbst der nationalen Untugend des Wirthshauslebens zog er einen beschaulichen Spaziergang in die freie Natur, eine mittelmäßige Cigarre vor. Ein zu Gardinenpredigten aufgelegte Frau würde Ersteres allerdings schmerzlich vermißt haben, aber sie hätte ja immer noch auf die verbotene Cigarre zurückfallen können, um ab und zu die Würze des Glückes und die nöthigen reinigenden Wetterwolken am ehelichen Himmel zu liefern. Bei zweckmäßiger Behandlung hätte er sich, wie man zu sagen pflegt, um den Finger wickeln lassen, und da er ein hübsches Einkommen besaß weder zu lang, noch zu kurz, weder zu dick, noch zu mager, und beinahe hübsch zu nennen war, so hätte er recht begehrenswerthes Ehematerial abgegeben. Schade, daß er so exessiv schüchtern war, daß er sich schließlich fest vorgenommen hatte überhaupt nicht mehr zu heirathen!

Indessen, sein 36. Geburtstag sollte diesen Entschluß auf eine harte Probe stellen und seinem Junggesellenthum möglicherweise verhängnißvoll werden. Vom Bureau nach Hause schlendernd, las er nämlich die verlockende Annonce einer Kunstreitergesellschaft, welche die Stadt gerade mit ihrem Besuch beehrte, und da das, wie gesagt, sein Geburtstag war, und der Abend unfreundlich zu werden versprach, so gedachte er sich nach kurzem Besinnen ein „bene" anzuthun und den Hochgenuß einer Circusvorstellung zu gönnen. In Erwartung desselben und gleichsam als „ahne" ihm etwas, würgte er sein bescheidenes Mahl ungewöhnlich schnell hinab, ersetzte den während des Tages Last und Mühen verschwitzten Papierkragen durch einen frischen, riß sich mehrere vorwitzige Haare aus und wandte sich alsdann mit großen Schritten dem Pferde-Musentempel zu. Dieser war wie üblich auf dem freien Platze vor dem Rathhause errichtet. Den Mittelpunkt bildete ein stattlicher Mast, von welchem die deutsche Flagge wehte, während ringsum die konisch geformte, hie und da gestützt und mit kleinen Fähnlein gezierte Leinwand sich blähte, aus dessen Innere bereits Musik, von der Sorte, die Steine erweichen, und Menschen rasend machen kann, ertönte, um Schaulustige anzulocken.

Zugleich mit Herrn Thimotheus Gotthelf trat eine hübsche schlanke Brünette, an der Rechten ein Schwesterchen, an der Linken ein Brüderchen führend, zur Casse und begehrte mit ungemein melodischer Stimme die nöthigen Billets, der Zufall wollte — denn es ist kaum anzunehmen, daß Thimotheus mit Absicht in den Focus dieser Gazellenaugen gerieth — daß die drei auch dicht neben ihn zu sitzen kamen. Nur das Schwesterchen trennte ihn von dem gefürchteten und doch so reizenden Wesen, welches er nicht umhin konnte — das heißt, wenn er völlig sicher war, ihrem Blicke nicht zu begegnen — zuweilen verstohlen anzuschauen. Und jedes Mal, wenn er dies zu Wege brachte, hielt er sich eine innerliche Strafpredigt, bezeichnete er als unverantwortlich, daß er nicht schon längst solch' ein herziges Wesen heimgeführt und einen Sonnenstrahl in sein dumpfes Hagestolzthum gelassen, wobei es denn an Titeln wie Hasenfuß ꝛc. nicht fehlte.

Völlig unbewußt, daß sie das Interesse ihres Nachbars in so hohem Grade erregt, saß indessen Bertha da — Brüderchen sowohl, wie Schwesterchen hatten sie schon dutzende Male so genannt — bemüht, die neugierigen Fragen der Kleinen zu beantworten, oder sie auf irgend etwas Wissenswerthes aufmerksam zu machen. Als die Vorstellung begann, konnte man auch deutlich wahrnehmen, daß sie nur der Geschwister wegen gekommen war, ihre eigene in deren Freude gipfelte. Dabei vergaß sie nicht, darauf zu achten, daß ihre Schutzbefohlenen den Umsitzenden nicht lästig fielen, oder den hinter ihnen Sitzenden unnöthigerweise die Aussicht versperrten. Kurz, Herr Timotheus entdeckte jeden Augenblick einen neuen Zug, der ihm eine Garantie eines ungemein liebenswürdigen Charakters schien, wie es zu einem so holdseligen Aeußeren paßte.

Die Vorstellung war selbstverständlich zum „Todtlachen": Da war dieselbe runzelige Schöne in Tricots, mit dem stereotypen nichtssagenden Lächeln, die auf ihrem geduldigen Zelter während ihrer Praxis schon beinahe so oft im Kreise herumgeritten, wie sich die Venus seit dem ältesten Tag um die Sonne gedreht. Da war dasselbe schmerzlich lächelnde Kind im Flitterstaate, das so geschickt durch den Papierreif springt, und auch der kreideweiße Clown mit dem zweifelhaft weißen Costüm fehlte nicht, der seine altbacknen Witze so mechanisch absolvirt, wie sein Magen die Verdauung seines Nachtmahls. Kurz, die Attractionen waren so mannigfacher Art, daß die Zuschauer es anfänglich gar nicht beachteten, wie sich draußen ein Gewitter über dem „Kunsttempel" entlud, dessen dicke Tropfen vernehmlich an die Leinwände pochten.

Erst als ein mächtiger Donnerschlag wiederhallte, regte sich eine Besorgniß, die denn auch allzu gerechtfertigt schien; denn gerade, als der bekannte dressirte Maulesel, den Niemand drei Mal im Kreise herumreiten kann, ohne abgeworfen zu werden, vorgeführt wurde, riß das morsche Seil, mittelst dessen die Mitte des Zeltes an dem Mastbaum in die Höhe gezogen und befestigt war, und im nächsten Augenblick sank die sturmgepeitschte Leinwand sammt den Stützen auf die Zuschauer nieder, verlöschte die Lichter, ertönten Jammergeschrei und Pferdegewieher und bildete das ganze ein Chaos, wie man es sich tragi-komischer nicht wohl denken kann.

Im ersten Augenblick, als Herr Thimotheus das Zelt niedersinken sah, breitete er unwillkürlich seine Arme wie schützend über Bertha und die Ihrigen aus, während gleichzeitig auch sie die aufschreienden Kleinen zu beschirmen suchte. Beide aber wurden wie alle Uebrigen, unerbittlich von der Wucht der durchnäßten Leinwand niedergedrückt, und so kam es, daß Herr Thimotheus zum ersten Male in seinem Leben, wenngleich nothgedrungen, ein weibliches Wesen umarmte. —

Wie denn in Augenblicken der Gefahr oft ganz passiv angelegte Charaktere eine ungemeine Seelenstärke und Geistesgegenwart entwickeln, so war auch Herr Thimotheus vermuthlich einer der Ersten, die einen Entschluß faßten. Anstatt sich in dem entsetzlichen Tumult mit unnützem Trösten seiner Leidensgefährten zu befassen, bebte er im nächsten Moment wieder instinctiv von Bertha zurück und bemühte sich, sein Taschenmesser herauszulangen und zu öffnen. Nachdem ihm dies gelungen, machte er einen kräftigen Schnitt über sich in die Leinwand, ergriff dieselbe mit beiden Händen und erweiterte die Oeffnung, worauf er in's Freie kroch und seinen nächsten Nachbarn heraushalf, es den Uebrigen überlassend, sich desselben Ausganges zu bedienen.

In mächtigen Strömen goß noch immer der Regen nieder, und nichts war natürlicher, als daß Thimotheus, die Kleinen auf beide Arme nehmend, in den ersten besten Thorweg der Umgebung flüchtete und Bertha pflichtschuldigst ihm dahin nacheilte.

Dann folgten peinliche Minuten für den wackeren Mann, denn in der Aufregung des Augenblickes und vor Freude über die glückliche Errettung des Brüderchen und Schwesterchens, konnte Bertha nicht umhin, seine Hand zu ergreifen und ihm von Herzen zu danken, während die Kleinen, schon wieder beruhigt, sich an ihn drängten. In solchen Momenten werden aber auch die schüchternsten Seelen bald bekannt, und nachdem man noch Zeuge gewesen, wie sich drüben der entsetzliche Knäuel entwirrte und einer nach dem Andern, inclusive der runzeligen Schönen und des dressirten Maulesels, in eingeweichtem Zustande, aber ohne ernstlichen Schaden genommen zu haben, an die Oberfläche befördert worden, um Bertha galant den Arm anzubieten, Schwesterchen bei der Hand zu fassen und die kleine Gesellschaft nach Hause zu geleiten.

Trotz seines guten Gewissens, welches doch ein so sanftes Ruhekissen sein soll, schlief unser Held die folgende Nacht sehr unruhig — vermuthlich in Folge der gehabten Gemüthsbewegung. Selbst wenn Bertha und besonders die Kinder beim Abschiede nicht so dringend gebeten hätten, er möge sich ja recht bald sehen lassen, hätte die baare Höflichkeit erheischt, sich nach dem Befinden der neuen Bekannten zu erkundigen. Thimotheus jedoch bedurfte bei ruhigem Blute drei Tage, ehe er sich zu diesem Entschlusse emporzuraffen vermochte. Dann erst machte er in peinlicher Gala seine Anstandsvisite, wurde selbstverständlich überaus freundlich aufgenommen und — nun, warum die alte, ewigneue Geschichte wiederkäuen? Genau an seinem 37. Geburtstage war die Hoch — nein, genau an seinem 37. Geburtstage schwur er wiederholt einen förmlichen Eid, nie mehr den Versuch machen zu wollen, zu einem weiblichen Wesen in nähere Beziehung zu treten; denn als er an jenem verhängnißvollen Morgen sich in Bertha's Wohnung eingefunden, hatte ihm diese freudestrahlend einen weit hübscheren, weit jüngeren Mann, als er selbst war, als ihren Gatten vorgestellt. Sie war bereits zwei Jahre verheirathet, und Letzterer hatte nur in seiner Eigenschaft als Amtsgerichtssecretär eine Wechselprotesttour unternommen, welche Gelegenheit Bertha benutzte, um ihren Stiefgeschwisterchen eine Freude zu bereiten, und sie in den Circus zu führen.

„Nein, wie sich die Weiber verstellen können," seufzte er zuweilen später in schwachen Stunden, „ich hätte doch darauf geschworen, daß sie noch ledig gewesen!"

— Zum Luxus des 18. Jahrhunderts. Am 7. November 1748 gab der Graf Brühl der Königin von Polen zu Ehren ein Fest, welches ihm 14.000 Thaler kostete. Die Teller, welche für den König und die Königin bestimmt waren, bestanden aus dem allerfeinsten gemalten und vergoldeten Porzellan; jeder derselben kostete 5 Dukaten. Bei jedem neuen Gang nahmen die Pagen die Teller fort und warfen sie zum Fenster hinaus auf die Straße, damit sich Niemand solle rühmen können, von einem Teller zu essen, von welchem das Königspaar Speise zu nehmen geruht hatte. Als das Dessert aufgetragen wurde, hatten die Pagen bereits 46 solcher Teller, d.h. mit andern Worten 230 Dukaten zum Fenster hinausgeworfen. Einige Zeit darauf veranstaltete der Fürst von Sulkowski, um den Grafen Brühl zu verdunkeln, mitten im Sommer eine Schlittenfahrt, bei welcher der Weg von Raußen nach Lissa, der eine deutsche Meile lang ist, um den fehlenden Schnee zu ersetzen, wie berichtet wird, zwei Fuß hoch mit Zucker bedeckt war.

— Die philanthropische Richtung unserer Zeit hat in Paris eine Institution gezeitigt, welche erwähnt zu werden verdient, Garküchen nämlich für Schüler in den Pariser Kommunalschulen und Kleinkinderschulen, in welchen bedürftigen Kindern unentgeltlich warme Speise verabfolgt werden, den Kindern besser situirter Eltern aber gegen den geringen Betrag von durchschnittlich 15 Centimes die Benützung dieser Speiseanstalten freigestellt wird. Von derartigen bedürftigen Kindern sind etwa 24,000 vorhanden. Natürlich begegnen die Schüler-Garküchen auch in Frankreich einer namhaften Gegnerschaft, welche pädagogische, moralische und sozialpolitische Gründe gegen die junge Schöpfung ins Feld führen. —

Wirthshäuser in Griechenland

gehören zu den seltenen Landschaftsstaffagen. Man reist dort sehr billig, wenn man das Glück hat „auch in Arkadien geboren" zu sein, und begeisterte Freunde der Antike mögen sogar in dem Bewußtsein schwelgen, daß es sich dort nach der alten griechischen Sitte des „Reisens auf Kosten Anderer", d. h. Reisens auf Gastfreundschaft noch wohlleben läßt. Der Grieche selbst, falls er einmal zum Reisen genöthigt ist, sieht sich wohl vor, daß er alle Etappen seiner Straße mit „Gastfreunden" belegt findet; der Handlungsreisende verliert sich selbst heute noch nicht so leicht hierher, und der fremde „Lordos" wird, so kalkulirt man, nicht ohne Dragoman reisen, und dieser hat gewiß wie überall so auch hier seinen „Kumbarus" (Gevatter), bei welchem er Unterkommen schafft. Wozu also Gasthäuser bauen? Griechenland ist noch nicht Fashion für Touristen geworden und wird es kaum werden, dafür stehen die liebenswürdig spitzen, schneidenden Kiesel, mit denen es übersäet ist. Man muß sich dort hüten, „seinen Fuß an einem spitzen Stein zu stoßen" oder aber den Fuß in Patentleder gehüllt auf diese Kiesel zu setzen. Sie sind wehrhaft und vertheidigen ihr Vaterland schon durch ihren Stich vor dem landschaftruinirenden Touristenstrom. Und doch giebt es hie und da Wirthshäuser im sonnigen Hellas. Aber wie sehen sie aus! „Wir traten ein" — sagt ein neuerer Reisender — „ergriffen von den vollkommen unbewohnten und unverschlossenen Räumen Besitz und installirten uns ruhig in dem größten Gemache, welches mit seinen Fenstern und Balkons den Markt beherrscht.

Nicht allzu lange darauf erschien ein kleiner Junge — einen andern Aufwärter haben wir nie zu Gesicht bekommen — der unser anspruchsvolles Verlangen nach Wasser, Seife, Handtüchern u. s. w. mit ungeheucheltem Erstaunen und weit offenem Munde entgegennahm, um sich dann, einstweilen auf Nichtwiedersehen, zu entfernen." — Wie idyllisch, welch wohlthuender Gegensatz zu der gleich Wölfen und Füchsen herbeitänzelnden Schaar der Jeans und Jacques in den Hotellerieen zivilisirter Länder. Logiren kann man nun allerdings wohl in einem solchen griechischen Wirthshause, wenngleich es in den einsamen Räumen an Mitbewohnern nicht fehlt. Allein Kaffee trinkt man lieber anderswo, nämlich in dem Kaffeehause, dessen buntgemischte Kundschaft unter ausgespannten Zelttüchern im Freien umhersitzt; und will man eine Cigarre haben, so geht man — wie es einfacher nicht sein kann — nach dem Tabaksladen, welcher sich nach dem Grundsatz, daß Klappern zum Handwerk gehört, durch das Gerassel seiner Wagschalen und das Geklingel der an den Kettchen befestigten Schaumünzen bemerklich macht. Und wie die Alten ihre „Leschen" hatten, ihre Barbier- und Weinstuben, so auch Junggriechenland. Purpurrothe Fähnchen oder über die Breite der einmündenden Straßen gespannte Fäden, an denen Fetzen kunstvoll ausgeschnittenen Seidenpapiers von allen Farben flattern, bezeichnen hier die Stellen, „wo man einen Guten schenkt". „Exochotate", d. i. Excellenz, bekommt da freilich der Abendländer bei jedem dritten Worte an den Kopf geworfen.

— Das Modethier ist nun die Katze geworden. Auf das in Berloques, Ohrgehängen und allerhand anderen Schmuckgegenständen genugsam verewigte Schwein ist zuerst der Hund, dann die Schlange, Eidechse und Kröte — jetzt die Katze gefolgt. Einer Pariser Laune ist das Decret entstammt, und Juwelierläden, die Galanteriewaarenhändler, die Album-, Etui- und Feuerzeug-Fabrikanten beeilen sich, dem Edicte zu folgen. Mit gekrümmten Buckeln und gesträubtem Haar sieht man die Katzen in Reliefpressung auf Cigarrentaschen, Portefeuillen und Portemonnaies, als Griffe der Spazierstöcke und Regenschirme, als Federwischer, Bonbonnieren und Nippesfiguren. Hier ist der Kolossalkopf eines riesigen Katers in oxydirtem Silber mit goldenen Augen und glühendem weitgeöffnetem Rachen, der als Tabacksbehälter dient; dort klettern an einem Kuchenteller aus polirtem Nickel zwei Katzen empor, um eine kleine Maus, die in der Mitte läuft, zu erhaschen: eine andere steht auf den Hinterbeinen und zerrt an dem Faden aus einem silbernen Knäuel, und wieder eine leckt die Milch aus einer Schale, welche als Aschenbecher benutzt werden soll. In Schmucksachen ist die Variation nicht minder reich: Armspangen, an denen der Kopf mit Saphiraugen das Schloß, der Leib und Schweif das Armband selbst binden; Katzen grünlich emaillirt, mit den als „Katzenaugen" bereits bekannten Steinen als Schmuck des Kopfes zur Broche und Berloques, und endlich als Agraffen für die leichten Sommerhüte der Damen das Lieblingsthier der alten Jungfern in phantastischer Ausschmückung.

— Das heute so gewöhnliche Wort „Justizmord" gebrauchte zuerst der bekannte Geschichtsforscher und politische Schriftsteller August Ludwig von Schlözer (geb. 1735, gestorben 1809) und zwar im zweiten Bande seiner 1782 bis 1793 erschienenen „Staatsanzeigen." Es heißt daselbst Seite 273 in einer Fußnote zu dem Aufsatz: „Abermaliger Justizmord in der Schweiz 4782" wie folgt: „Ich verstehe unter diesem neuen Worte die Ermordung eines Unschuldigen, vorsätzlich und sogar mit allem Pompe der heiligen Justiz, verübt von Leuten, die gesetzt sind, daß sie verhüten sollen, daß kein Mord geschehe oder, falls er geschehe, doch gehörig gestraft werde.

— Ein neugieriger Dieb stand kürzlich in London vor dem Polizeirichter. „Herr Präsident", sagte der Angeklagte, „ich bitte, die Verhandlungen zu vertagen, weil mein Vertheidiger nicht anwesend ist. — „Aber Sie sind ja auf frischer That ertappt worden, mit der Hand in der Tasche des Bestohlenen", antwortete der Richter. „Was in aller Welt könnte Ihr Rechtsbeistand da noch zu Ihrer Rechtfertigung vorbringen?" — „Das ist's eben, was ich für mein Leben gern wissen möchte!" erwiderte der Dieb.

Der Kaufmann als Ehestands-Candidat.

Der Kaufmann ist in der Regel ein Geldmensch, d. h., ein Mensch, der nach viel Geld sucht. Die Mädchen lieben aber die Männer nicht sehr, die erst Geld suchen, sondern welche viel Geld besitzen. Der Kaufmann betrachtet Alles als Waare, und er liebt auch nur solche, die nicht lange auf Lager bleibt. Nun ist es aber bekannt, daß viele Mädchen Morgens gern liegen bleiben; und erst recht, wenn sie einmal Frau geworden. Der Kaufmann setzt einen Artikel, wenn er beginnt alt und pabel zu werden, im Preise herunter, eine Frau aber will um so mehr gelten, je älter sie wird. Der Kaufmann nimmt allenthalben gern den Mund voll, der Frauen liebstes ist aber, wenn der Mann hübsch sein den Mund hält und der Frau das letzte Wort läßt. Jeder Kaufmann ist ein zweitheiliger, denn er besteht aus Soll und Haben, die sich wie zwei feindliche Brüder zu einander verhalten. Nun sind aber die Frauen viel zu friedliebend, um einen so zwiespaltigen Menschen lieben zu können. Heirathet nun der Kaufmann dennoch, so ist Er offenbar das Soll und Sie das Haben. Beim Kaufmann ist aber Soll oft noch größer als das Haben; das kann Sie jedoch nicht dulden, bei ihr muß das Haben stets größer sein als das Soll. Der Kaufmann ist ein Mensch, der kauft und losschlägt. Ein Mädchen, wenn es einmal Frau geworden, will aber nicht losgeschlagen, sondern ewig behalten sein. Ferner gibt der Kaufmann sich gern mit Wechseln ab. Die Frauen können aber das Wechseln nicht leiden, sondern sie sagen: Du hast nur einen Prima- und Sola-Wechsel, das bin ich und a vista hast du mich stets einzulösen. Bei der Mannigfaltigkeit des kaufmännischen Geschäfts endlich muß ein Mädchen, um das ein Kaufmann freit, sich so viele Fragen stellen, daß ihr die Lust zum Heirathen darüber ganz vergehen mag. So z. B.: Will er dich auch fest behalten oder nur in Commission? Werde ich auf ein gutes Lager kommen, oder werde ich bald wieder übertragen, zur Disposition gestellt oder remettirt werden? Wird er dich als einen ordinären Artikel betrachten mit Rabatt, oder sollst du in's Netto geworfen werden und als Baar-Artikel bald wieder abgehen? Gewiß haben die Mädchen Ursache, dergleichen Fragen aufzuwerfen, denn die jungen Kaufleute sind mit der Zeit gar zu speculativ auch in der Liebe geworden. Darum ist es mein wohlgemeinter Rath: bessert euch, betrachtet die Mädchen nicht als Waare, die man nur deshalb nimmt, um dabei zu profitiren, oder um eine Etikette daran zu heften, sie als Aushängeschild oder gar als Ladenjungfer zu benutzen, während ihr euch in Vereinen und im Wirthshause gütlich thut.

Chinesische Eigenthümlichkeiten.

Ein klein wenig hart mögen die Stühle sein, auf welchen man in der chinesischen Provinz Schen-si zu sitzen pflegt, und man sitzt auf denselben mindestens so erhaben-hart, wie die altrömischen Aedilen, Prätoren und Consuln auf ihren kurulischen Steinsesseln. In jener Provinz werden nämlich Stühle nicht beim Schreiner, sondern beim Töpfer gemacht und im Nothfalle ist jeder sein eigener Stuhlfabrikant, d. h. er nimmt etwas Lehmerde her und knetet sich den gewünschten Stuhl zusammen. Derselbe wird natürlich mit der Zeit steinhart. Auch Tische und Betten werden aus jenem Material gefertigt. Es mag sich gleichwohl ein wenig drollig anhören, wenn so ein chinesischer Hausvater sagt: „Ich muß mir heut' noch ein neues Stuhlbein kneten." Oder „Trag' doch einmal unsere Matratze zum Töpfer." Oder aber: „Der Kesselflicker muß kommen und neuen Draht um unseren Tisch legen." Eine andere Eigenthümlichkeit hat man in der Provinz Kansu. „An theilweis bis 10,000 Fuß hohen Gebirgen vorüber", heißt es in den jüngst erschienenen Reisebildern von der Expedition des Grafen Bela Szechenyi „Im fernen Osten", „betraten wir endlich das Thal des Hoang-ho und damit die große Thalebene der Hauptstadt, die, von unzähligen Armen des Stromes durchfurcht, weit und breit als ein Kanaan gilt, obgleich man, zur Vermehrung der Bodenwärme (!) die Felder mit — Steinen belegt. Merkwürdig sind auch die Visitenkarten, welche die Expedition des genannten Reisenden führte. Derselbe sagt darüber: „Ebenso hatte man sich mit chinesischen Visitenkarten zu versehen, deren Anfertigung eine Sache von besonderer Wichtigkeit insofern war, als man nach Ankunft selbst in bescheidenen Orten genöthigt ist, seine Karten allen Personen zu überreichen, die nur irgendwie Anspruch auf Stellung machen können. Die Uebersetzung der großen Visitenkarte, welche Namen und sämmtliche Titel enthalten muß, während die kleinere nur den Namen trägt, lautete für den Verfasser wie folgt: „Groß-Oesterreich. — Beamter mit dem blauen Knopfe und der Pfauenfeder. — Himmels-Aufseher zweiter Klasse. — Sternkundiger Prophet." etc.

— Aus der Schule. In einer Wiener höheren Töchterschule wurde die Gudrunsage gelesen. Als man zu der Stelle kommt, wo von Gudrun gesagt wird: „Gram und Kummer waren ihr täglich Brod," sagt der Lehrer: Das ist natürlich nicht wörtlich zu nehmem; warum nicht? — Schülerin: Nun, man kann doch nicht alle Tage dasselbe essen. — In der Gesangstunde bei einer anderen Lehranstalt beginnt der Lehrer: Wir haben in der let